

# Berlin

## „Wir müssen in die Kinder investieren“

Die amerikanische Historikerin Lorraine Daston lebt seit 20 Jahren in Berlin, aber manche Dinge versteht sie immer noch nicht

Vor 20 Jahren kam sie aus Chicago nach Berlin, konnte kaum Deutsch, fand keine Betreuung für ihre Tochter, und das Restaurant in Mitte, in dem sie mit ihren Kollegen aß, war immer leer. Heute leitet Lorraine Daston das Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte in Dahlem, arbeitet mit Kollegen aus aller Welt in lichten, modernen Räumen, ein wenig wie in einem Elfenbeinturm – und sorgt sich, dass Berlin, die Stadt, die zu ihrer Heimat geworden ist, ihr Gesicht verlieren könnte.

*Frau Daston, Sie sind Institutsleiterin in Berlin und Gastprofessorin in Chicago. Wenn Sie nach drei Monaten hierher zurückkommen, müssen Sie sich dann neu eingewöhnen?*

Ja, schon. Insbesondere, weil ich in Dahlem arbeite und in Zehlendorf, in der Nähe des Mexiko-Platzes, wohne. Man vergisst hier draußen manchmal, dass man in einer Großstadt ist. Das kann einem in Chicago nicht passieren. Chicago ist modern, erhaben, am Lake Michigan gelegen, der so groß ist wie das Schwarze Meer.

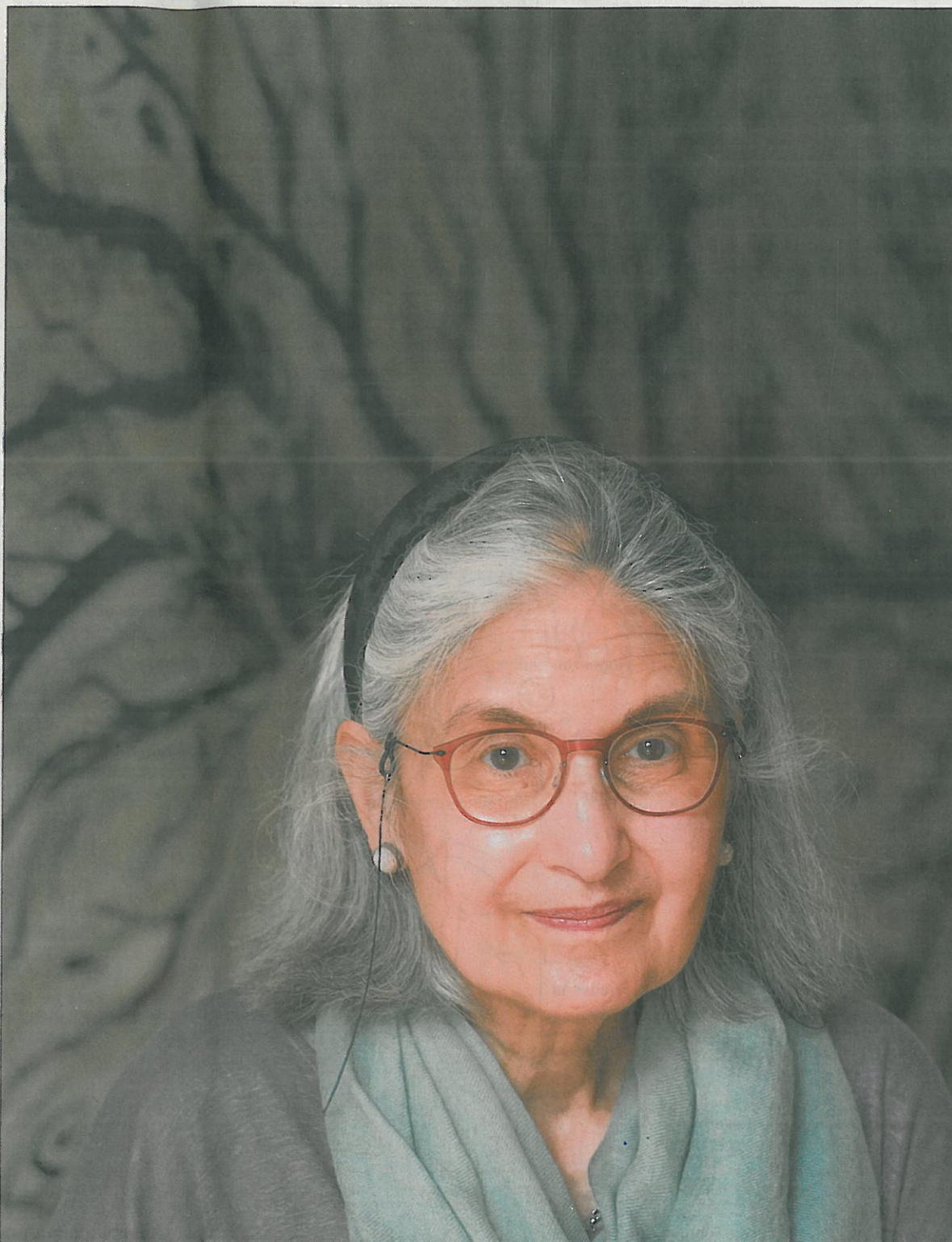
*Oder die Ostsee.*

Ja, genau. Man hat dort ein völlig anderes Gefühl. In Berlin ist es, selbst in Mitte, eher die Ausnahme, dass man einen Wolkenkratzer zu sehen bekommt. Berlin ist in jeder Hinsicht flach. Das ist Chicago auch, aber man hat mit den Wolkenkratzern künstlich eine Art Bergkette geschaffen. Berlin dagegen ist flach geblieben, was schön ist für die Radfahrer, aber auch für die Stadt. Man hat immer das Gefühl, in einer Kleinstadt zu sein.

*Wenn man in Tegel landet und aus dem Fenster schaut, ist dieses Gefühl wahrscheinlich besonders stark.*

Ja, da taucht sofort die Frage auf: Wo ist die Stadt, bitteschön?

*Spüren Sie auch Unterschiede im Lebensgefühl? Berlin wird ja gerne mit New York in den Siebzigern verglichen.*



len Berliner! Wir müssen für die bezahlen! Vielleicht ist es aber auch so, dass die Stadt eine Art künstlerisches Experiment ist, wo das Leben immer wieder neu erfunden wird. Vor dem Krieg war Berlin eine Industriestadt, eine Pionierstadt, ein Motor der deutschen Wirtschaft. Das wurde alles zerstört. Deswegen denke ich, dass es sich um eine Nachkriegsentwicklung handelt, keine lange Tradition.

*Können Sie Teil sein dieser entspannten Lebenskultur, oder gelingt Ihnen das als Frühaufsteherin überhaupt nicht?*

In diesem Viertel ist es ein bisschen schwierig. Ich finde es immer erstaunlich, wie eine Universität mit 35 000 Studenten hier draußen residiert. Ohne Cafés und was sonst noch zur Studentenkultur gehört.

*Das war zu West-Berliner Zeiten nicht viel anders. Gewohnt hat hier draußen kaum ein Student.*

Die Mieten sind ja auch sehr hoch. Aber die U-Bahn funktioniert gut.

*Berlin ist ja eigentlich eine arme Stadt, aber kulturell sehr reich. Wie sehen Sie diesen Widerspruch?*

Ich finde es sehr problematisch, wenn eine Stadt so viel für Kultur ausgibt und so wenig für Schulen. Deutschland hat keine Bodenschätze, kein Gold, keine Diamanten, und die Bevölkerung schrumpft, das heißt, wir müssen in die Kinder, die wir haben, investieren. Dass Deutschland in Kunst und Kultur investiert, wird überall in der Welt bewundert. Unsere Gäste sagen: Berlin ist eine schöne Stadt. Das ist interessant, weil Berlin in Wirklichkeit natürlich keine schöne Stadt ist. Aber das Gefühl ist so. Weil Berlin grün ist, aber auch weil man sich Mühe gibt, über die symbolische Seite nachzudenken. Man kann sich über dieses Gefühl streiten, und die Berliner streiten sich ständig, über den Potsdamer Platz zum Beispiel. Und diese Ebene von Reflexion, die spüren



York, an der Columbia University. Und eins kann ich Ihnen sagen: In der Upper Westside durfte man, zumindest als Frau, nach 21 Uhr nicht alleine auf die Straße gehen. Das ist ein großer Unterschied zu Berlin. In den Siebzigern hätte kein New Yorker das Gefühl gehabt, so sicher zu sein wie heute in Berlin.

*Aber New York ist ja inzwischen auch viel sicherer geworden.*

Viele Viertel, ja. Ich war neulich auf einer Tagung an der Columbia, und ich war erstaunt über die Gentrifizierung von Harlem. Das ist natürlich auch die große Gefahr für Berlin. Je mehr reiche Leute nach Berlin kommen, desto schöner wird es hier vielleicht aussehen, aber zwei Sachen werden passieren: Wir werden an Spannung verlieren, weil viele, die heute einfach mit Pass, Koffer und einer Idee hierherkommen, sich die Stadt dann nicht mehr leisten können. Und zweitens werden wir eine bestimmte Art von historischer Geografie verlieren. Es gibt ja immer noch viele Orte in der Stadt, an denen man die Geschichte ablesen kann, weil Berlin noch nicht genug Geld hatte, um sie zu laminieren.

*Laminieren – ein gutes Bild!*

Sehen Sie sich Bielefeld an, die haben nach dem Krieg eine brutale Entscheidung getroffen. Die Stadt wurde neu gebaut im Stile der Sechziger- und Siebzigerjahre. Andere Städte haben anders rekonstruiert, Münster zum Beispiel im alten Stil. Aber Berlin ist noch nicht rekonstruiert. Das heißt, alle Schichten der neueren Geschichte sind immer noch sichtbar. Für eine Historikerin ist das ein großes Gut.

*An welche Orte denken Sie?*

Am Gendarmenmarkt bin ich öfters an der Akademie, und da hat man mit Absicht die Spuren vom Mai 1945 gelassen, die Einschusslöcher der Roten Armee. Auch in anderen Teilen, Prenzlauer Berg vielleicht nicht mehr so, aber Friedrichshain, ist das so. Auch hier draußen in Dahlem, in der Clayallee, gibt es noch die Gebäude aus der Zeit der amerikanischen Besatzung. Ich als Amerikanerin erkenne diesen Stil sofort. Wenn es mehr Immobiliendruck gegeben hätte, hätte man die längst abgerissen.



BERLINER ZEITUNG/PAULUS PONIZAK

Lorraine Daston, 64, Direktorin des Max-Planck-Instituts für Wissenschaftsgeschichte

*Diese Häuser werden jetzt modernisiert und als Eigentumswohnungen verkauft.*

Richtig, aber sie werden nicht abgerissen, und so verschwinden sie auch nicht spurlos samt ihrer architektonischen und militärischen Geschichte.

*Sie sind seit 1995 in Berlin. Wie hat sich die Stadt für Sie in diesen 20 Jahren verändert?*

Oh, sehr. Zum Anfang waren wir ja Untermieter in der Botschaft der Tschechischen Republik in Mitte, weil die Slowakei gerade ausgezogen war. Und damals war es völlig leer in diesem Teil Berlins, wie eine Geisterstadt, es gab nur ein Restaurant, wo wir immer gegessen haben.

*Welches war das?*

Ein Steakhaus an der Wilhelmstraße, wir waren immer die einzigen und dachten, es muss sich um eine Geldwäscherei handeln.

*Was war am meisten gewöhnungsbedürftig für Sie in Berlin?*

Die Unmöglichkeit, ein Kind zu haben und berufstätig zu sein. Ich würde nicht behaupten, dass dieses Problem irgendwo auf der Welt gelöst ist und es wäre überraschend, wenn man es so schnell lösen könnte. Aber hier in Berlin, einer Stadt, die wirklich sehr progressiv war, war es ein fast unlösbares Problem, wobei es in Göttingen noch schlimmer war. Auch die Einstellung anderer Frauen. Kolleginnen, selbst Freundinnen haben zu mir gesagt: Warum arbeitest du? Dein Mann verdient doch genug!

## Lassen Sie uns

über  
**Berlin**  
reden

MIT  
**LORRAINE DASTON**

**Sie wurde 1951** in East Lansing im US-Bundesstaat Michigan geboren. Sie promovierte an der Harvard University und hat seitdem u. a. in Harvard, Princeton, Brandeis, Göttingen, Paris und Wien gelehrt.

**Seit 1995** ist sie am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte in Berlin-Dahlem tätig, aber weiterhin Gastprofessorin an der University of Chicago. In ihrer Forschung beschäftigt sie sich mit Themen wie Objektivität, Rationalität und Wunder.

**Daston**, die in Zehlendorf wohnt, ist mit dem deutschen Psychologen Gerd Gigerenzer verheiratet und hat eine Tochter.



BERLINER-ZEITUNG.DE

Alle Interviews der Reihe „Lassen Sie uns über Berlin reden“ finden Sie hier:

[berliner-zeitung.de/reden](http://berliner-zeitung.de/reden)

*Und was haben Sie geantwortet?*

Dass mir noch nicht aufgefallen ist, dass deutsche Kinder besser erzogen sind, nur, weil ihre Mütter nicht arbeiten.

*Warum haben Sie Ihre Tochter nicht auf eine Schule in Ost-Berlin gegeben? Da gab es Ganztagsbetreuung.*

Meine Tochter ist zweisprachig aufgewachsen, deutsch und englisch, war aber an ein amerikanisches Schulsystem gewöhnt. Deshalb ist sie auf die John-F.-Kennedy-Schule gegangen. Letztlich war es aber eine große Bereicherung für sie, hier in Berlin aufzuwachsen. Sie ist jetzt an der Universität in Princeton, aber sie kommt immer wieder zurück. Kennen Sie den Mythos von Antaeus? Jedes Mal, wenn er die Erde berührt hat, haben sich seine Kräfte verzehnfacht. Und Berlin spielt ungefähr diese Rolle für meine Tochter.

*Neulich haben Sie in einer Rede in der American Academy über die Frühstückskultur der Stadt gesprochen, dass Menschen bis weit in den Tag hinein in Cafés sitzen, Kaffee trinken, sich mit Freunden treffen.*

Ich mache das nicht, ich bin ein Frühaufsteher.

*Kann man das als Zeichen dafür verstehen, dass der Ehrgeiz in Berlin nicht ganz so ausgeprägt ist wie anderswo?*

Ich weiß nicht. Mein Eindruck ist, dass während des Kalten Kriegs beide Teile der Stadt sehr stark subventioniert waren. Und deshalb heißt es immer schnell in anderen Teilen Deutschlands: Ach, die fau-

der Stadt verbringen.

*Und das ist die Schönheit?*

Ja, weil Berlin, vor allem für Historiker, eine Stadt ist, in der man ständig über die eigene Geschichte nachdenkt, vielleicht in einer Weise, die an Narzissmus grenzt, manchmal. Wenn meine Studenten zum Beispiel in Chicago sagen: that is history, das ist Geschichte, meinen sie, das ist jetzt völlig irrelevant. Wenn man hier sagt, das ist die Geschichte, meint man das Gegenteil.

*Welche Sprache sprechen Sie hier im Institut?*

Englisch, aber auch Deutsch und viele andere Sprachen. Wir haben chinesische und italienische Kollegen, jede Menge. Wenn man durch die Gänge geht, hat man wirklich das Gefühl, in einer Gelehrtenrepublik zu leben.

*Haben Sie die doppelte Staatsbürgerschaft?*

Hab ich. Das war nicht einfach. Es hat sehr lange gedauert. Am Ende gab es aber eine sehr berührende Zeremonie in Steglitz-Zehlendorf. Sehr klein, sehr bescheiden, sehr herzlich.

*Wie lief das ab? Was wurde für Musik gespielt?*

Polkas.

*Polkas?*

Ja, eine Frau mit Akkordeon aus der Steglitzer Musikschule hat sehr schön gespielt. Wir haben alle den Eid vorgetragen, es wurden Fotos gemacht. Die Beamten waren auch sehr berührt. Und es gab ein Abendessen im Abgeordnetenhaus. Das war sehr nett.

*Mussten Sie auch den Einbürgerungstest machen?*

Ja, einen Sprach- und Wissenstest. Der Wissenstest war sehr einfach, muss ich sagen.

*Haben Sie jemals darüber nachgedacht, zurück in die USA zu ziehen?*

Mein Mann kommt aus Bayern, und es war für ihn schon eine große Umstellung, nach Preußen zu kommen. Und jetzt noch nach Chicago? Nein. Aber darüber sollten Sie lieber mit ihm selbst reden.

*Das Gespräch führten Anja Reich und Holger Schmale.*